Innovation ist böse! : Das Deutsche Institut für Stadtbaukunst tagte. Traditionalisten und Modernisten sind unversöhnlich zerstritten

Autor(en): **Simon, Axel**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **25 (2012)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-392207

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

INNOVATION IST BÖSE! Das Deutsche Institut für Stadtbaukunst tagte. Traditionalisten und Modernisten sind unversöhnlich zerstritten.

Text: Axel Simon, Foto: Thomas Mayer

Das halbe Dutzend Fahnen lässt Staatstragendes erwarten. Sie wehen vor der geschwungenen Backsteinfassade der Düsseldorfer Rheinterrasse, von Wilhelm Kreis in den Zwanzigerjahren erbaut. Auf den Fahnen leuchten drei rote Spitzgiebel, das Logo des Deutschen Instituts für Stadtbaukunst, das hier die zweitägige «Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt» abhält. Die Veranstaltung ist so etwas wie die Generalversammlung der deutschen Architekturtraditionalisten. Ellenlang ist die Liste der konferierenden Herren, die, vom Architekten Christoph Mäckler und vom Architekturhistoriker Wolfgang Sonne eingeladen, unter der üppig schimmernden Kuppel des Rheingoldsaals Platz nehmen: das Who's who der konservativen Architekten und Architekturlehrer, dazu einige deutsche Baupolitiker und die Creme der Architekturjournaille. Und wenige ausgewählte «Avantgardisten», denn mehr noch als bei den beiden vorausgegangenen Tagungen stehen hier «Streitgespräche» auf dem Programm. Mäckler zur Begrüssung ans weiss gedeckte Tischrund: «Wir müssen reden, müssen das gegenseitige Unverständnis überwinden.»

KONVENTION VERSUS INNOVATION Doch schon die Titel der acht Themenblöcke, die die prallen Konferenztage teilen, ziehen klare Fronten: «Ensemble versus Objekt» oder «Städtebau versus Stadtplanung». Die Veranstalter wissen: Unsere Städte sind unwirtlich, weil man Objekte statt Ensembles baut, Skulpturen statt Fassaden, weil die Struktur die Parzelle verdrängt hat, das Baufeld die Fluchtlinie. Zu jedem Begriffspaar kommt ein Bildpaar: Gion A. Caminadas Vrin steht für «regional», Norman Fosters eiförmiges Haus in St. Moritz für «global». Und weil es sich über Abstraktes so schlecht streiten lässt, streitet man sich über Projekte, von denen man nicht mehr sieht als das kleine Bild an der Wand.

Die Diskussion über «Konvention versus Innovation» prägt die ganze Konferenz. Der Glaube an Innovation sei, so Wolfgang Sonne, ein Grund für den Verlust von architektonischer Schönheit. Er schneide uns ab von «vielen gut gemachten Erfahrungen». Der Berliner Architekt Hans Kollhoff meint, «95 Prozent der Leute» verstünden die «innovative Stadt» nicht. Die Meinung der «Leute», der Architekturlaien, ist den Traditionalisten wichtig. Kollhoffs Düsseldorfer Gegenspieler Christoph Ingenhoven, Entwerfer des futuristischen Bahnhofs Stuttgart 21 und vieler gläserner Hochhäuser, sagt das von ihm Erwartete: «Es gibt keine Konvention mehr. Formaler Eskapismus ist jedenfalls keine Konvention.»

Kollhoff: «Im 19. Jahrhundert hatte der Architekt einfach die Aufgabe, in einer Baulücke ein gutes Haus zu bauen. Warum geht das nicht mehr?»

Ingenhoven: «Es geht jedenfalls nicht mehr.»

Kollhoff: «Ja, weil die Architekten auffallen müssen.»

Ingenhoven: «Die Welt ist keine Baulücke!»

Doch was ist mit Konvention eigentlich gemeint? Die Begriffe bleiben schwammig, Architekten sind schliesslich keine Philosophen. Der Kunsthistoriker Werner Oechslin fasst zusammen: «Die einen können Konvention nur rückwärts denken. Für die anderen ist sie so etwas wie ‹die Regeln da draussen›. Für sehr wenige steht Konvention für Dauer.» Der Architekturhistoriker Jan Pieper präzisiert: Natürlich gäbe es in der Architektur vielerlei Konventionen, die für bestimmte Zeiten ihre Gültigkeit gehabt hätten, «es gibt aber auch Dinge, die sind nicht Konvention, sondern anthropologische Grundgesetze für unseren Umgang mit Raum, Architektur und Stadt». Dinge, die man über grosse Zeiträume und in den verschiedenen Kulturen beobachten könne, seien keine Verabredungen, sondern architektonische Kategorien: die Strasse, die Fassade, die Tür. Die Innovation beträfe diese grundlegenden Kategorien nur selten, eher die Technik, so Pieper.

Auch der Begriff «zeitgemäss» kommt in den Giftschrank. Der Berliner Architekturtheoretiker Fritz Neumeyer: «Die Tabuisierung der architektonischen Sprache im Namen des Zeitgemässen bringt eine limitierte Architektur hervor. Es ist absurd: Baut man Fassaden, die nach Bauhaus aussehen, ist man auf der sicheren Seite. Verwendet man aber Pilaster oder gar Säulen, ist man retro!» Jan Pieper: «Wir dürfen uns nicht in der Vielfalt historischer Formen verlieren, sondern müssen die grundlegenden Kategorien dahinter entdecken. Wir müssen lernen, hinter den Masken der zeitspezifischen Erscheinungen das Gesicht der Architektur zu entdecken.» Auch der Stuttgarter Architekturtheoretiker Gerd de Bruyn meint, die Architektur verweigere sich dem Begriff der Innovation, doch sei es zu einfach, sich heute «platterdings» eines vormodernen Vokabulars zu bedienen. «Dieses Vokabular muss umformuliert und aktualisiert werden. Wir müssen es mit den heutigen Mitteln und dem heutigen Bewusstsein reformulieren.» Konvention? Die hätte heute einen anderen Namen: Mode.

GESTALTUNG VERSUS PROZESS Am zweiten Tag geht es vom Haus zur Stadt. Die liegt im Argen, keine Frage. Doch könnte eine starke, gestaltende Hand dies ändern? Die Traditionalisten setzen «Gestaltung versus Prozess», möchten einen «zentralen städtebaulichen Willen» am Werk sehen und kriegen rote Ohren, wenn sie «moderierte Prozesse» hören. Laut Wolfgang Sonne ist heute die umfangreichste Planungsbürokratie aller Zeiten am Werk, und sein einstiger Professor, der Stadthistoriker und Architekt Vittorio Magnago Lampugnani, fordert: Lasst Architekten die Strassen zeichnen! Die anwesenden Stadtplaner glauben sich im falschen Film: So einfach ist das nicht. Ja, wir brauchen Masterpläne, aber auch die Instrumente, die demokratischen Prozesse, um sie umzusetzen.

Baulinie und Backstein machen noch keine Stadt. Markus Neppl vom Kölner Büro Astoc sieht in den holländischen Retortenstädtchen von Rob Krier Siedlungen, die so tun, als seien sie Stadt. Altmeister Krier tobt. Der Berliner Ex-Senatsbaudirektor Hans Stimmann wiederum, in den Neunzigerjahren Feindbild aller Modernisten, überrascht mit seiner undogmatischen Haltung. Die kunterbunten «Townhouses» am Friedrichswerder seien Ausdruck unserer Zeit. «Wir können den Schönheitsbegriff des 19. Jahrhunderts nicht übertragen auf die sehr individuellen Vorstellungen von heute.» Bei solch differenzierten Voten interveniert Hausherr Mäckler: «Könnt ihr oder wollt ihr nicht streiten?»

Doch es gibt sie, die Positionen, die an den beiden Tagen die Hoffnung aufkommen lassen, wir könnten die Fronten auflösen. Zum Beispiel Werner Oechslin: «Wir müssen extrem differenziert an die Dinge herangehen. Und dabei vermeiden, Regeln aufzustellen.» Oder der Basler Ingemar Vollenweider siehe HP 4/2012, dem das Diskutierte «merkwürdig scherenschnittartig» vorkommt. Er finde seine Vorbilder in den Siebzigerjahren ebenso wie im Barock. «Unsere Generation hat wieder Spass daran, sich mit dem auseinanderzusetzen, auf das wir treffen.» Dabei scheint er Nathalie de Vries vom Pop-Modernisten MVRDV aus Rotterdam näher als seinem einstigen Lehrmeister Kollhoff. Für die Holländerin ist Ortsbezogenheit eine Haltung – die sie allerdings weitaus weniger differenziert umsetzt als die Basler: ohne Ideologien, aber auch ohne historische Vorbilder. »

^Nach der Debatte: der Rheingoldsaal in Düsseldorf, 1926 von Wilhelm Kreis gebaut.

» Kommentar DER DÜSSELDORFER DÄCHERKRIEG

Wird die Diskussion in Düsseldorf langfädig, spielen die Gäste mit der Gabe eines Sponsors vor ihnen auf dem Tisch: drei spitzgieblige Bauklötze aus Sandstein – das Logo des Deutschen Instituts für Stadtbaukunst, faustkeilschwer. Längst gibt es ihn wieder, den Streit zwischen Avantgarde und Tradition, vielleicht war er auch nie weg. Mit dem «Zehlendorfer Dächerkrieg» ging er als Anekdote in die Baugeschichte ein: Ende der Zwanzigerjahre standen sich die Kontrahenten im Berliner Süden gegenüber. Auf der einen Strassenseite bauten Bruno Taut und Genossen die farbig leuchtende Siedlung «Onkel Toms Hütte», auf der anderen errichteten Architekten um Heinrich Tessenow die trauten Heime «Am Fischtal». Die einen rufen von ihren Flachdächern: «Nostalgiker! Löst die Wohnungsnot und baut keine Dörfer!», die anderen zeigen auf ihre spitzen Satteldächer und erwidern: «Baut wie Deutsche, nicht wie Araber!» Nicht mehr um Gut und Schlecht ging es, sondern um Gut und Böse. Es war ein Krieg der Ideologien, der sich in den Dachformen manifestierte. Auch im Düsseldorfer Rheingoldsaal tobt der Dächerkrieg. Es scheint, als seien die «modernen» Streitgesprächspartner lediglich als Adressaten der konservativen Wahrheiten geladen. Den Veranstaltern geht es wohl weniger um das Gespräch mit den Andersdenkenden als um das Ausbreiten ihrer Argumente vor Politik und Presse. Das haben auch manche der Eingeladenen gemerkt, fühlen sich «in der Höhle des Löwen» (Ingenhoven) oder lassen sich kurzfristig entschuldigen wie der Zaha-Hadid-Partner Patrik Schumacher oder Thomas Willemeit vom hippen Büro Graft. Doch lobenswert ist eine solche Veranstaltung allemal. Wo sonst zeigen Architekten nicht Bilderstürme ihrer Projekte, sondern streiten über Haltungen? Wer hat eine solche überhaupt noch? Dass die Grenze zwischen Haltung und Ideologie fliessend ist, muss man dabei wohl akzeptieren. Immerhin: Es flogen keine scharfkantigen Bauklötze durch den Tagungsraum. Axel Simon

DEUTSCHES INSTITUT FÜR STADTBAUKUNST

Das Deutsche Institut für Stadtbaukunst der Technischen Universität Dortmund provoziert schon seit einigen Jahren mit der Forderung nach mehr Schönheit in Architektur und Stadt. 2010 starteten Christoph Mäckler und Wolfgang Sonne die «Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt» in Düsseldorf mit dem Bildpaar eines Autoschrotthaufens und dem Vitra-Haus von Herzog & de Meuron. Neben der Konferenz, Forschung und Lehre rief das Institut die jährlichen Dortmunder Architekturtage wieder ins Leben, die Josef Paul Kleihues 1975 gegründet hatte. Sie widmen sich jeweils einem Thema, wie dem «Strassenfenster» oder dem «Dach». Die Düsseldorfer Konferenzen werden im Niggli Verlag als Buch publiziert. Die ersten beiden sind bereits erschienen.

MEHR IM NETZ

Links zum Institut und den einzelnen Akteuren:
› www.links.hochparterre.ch